

Ernst Jünger: Kriegstagebücher – In Stahlgewittern

Jürgen Daiber (Regensburg)

ZUSAMMENFASSUNG: Ernst Jünger wurde lange Zeit über als einer jener Autoren betrachtet, der in seinen Kriegstagebüchern und seinem poetischen Erfahrungsbericht *In Stahlgewittern* die mythische Selbstinszenierung des lärm- und stressresistenten, nervlich gepanzerten Kämpfers etabliert. Diese Zielvorgabe eines gestählten Körpers und Geistes, welcher dem futuristischen Ideal einer reibungslos funktionierenden Maschine entsprechen will, wird unter der akustischen Destruktionserfahrung der Lärm- und Klangwelten des Ersten Weltkrieges einer nachhaltigen Verunsicherung ausgesetzt. Nach dem Erlebnis des Somme-Trommelfeuers und mehrfacher Eindrücke unmittelbarer Todesnähe in den Gefechten zeigen sich bei Jünger Spuren eines Traumas, die in den mehrfachen Umarbeitungen von *In Stahlgewittern* und in der ersten Fassung von *Das abenteuerliche Herz* (1929) ihren ästhetisiert- kompensatorischen Ausdruck finden.

SCHLACWÖRTER: Erster Weltkrieg; Jünger, Ernst; Klanglandschaften des Krieges; shell shock; Trauma; Futurismus; Lärm; In Stahlgewittern; Kriegstagebücher

Lärm- und Klangwelten Erster Weltkrieg, Ästhetisierung des Traumas

Am Abend des 1. August 1914 beginnt mit der deutschen Kriegserklärung an Russland der Erste Weltkrieg. Am 4. August 1914 meldet sich „der Primaner Ernst Jünger beim Füsilierregiment 73 Prinz Albrecht von Preußen als Freiwilliger“¹ und wird als tauglich eingestuft. Es ist ein „traditionsreiches Regiment“, welchem Jünger beitrifft, „das 1783, zur Zeit der englisch hannoverschen Personalunion, die englische Besetzung Gibraltar gegen spanische und französische Truppen verteidigt hatte und deswegen auch den Namen ‚Gibraltar‘ führte“.² Ende August 1914 legt der notorisch schlechte Schüler Jünger noch ein improvisiertes Notabitur ab. Eine dreimonatige Grundausbildung in Hannover folgt; Jünger wird dann von Hannover aus mit der 9. Kompagnie, welcher er angehört, Anfang Januar 1915 per Eisenbahn in die

¹ Helmuth Kiesel, *Ernst Jünger: die Biographie* (München: Siedler, 2007), 110.

² Vgl. Helmuth Kiesel, „In Stahlgewittern (1920) und Kriegstagebücher“, in Matthias Schöning, Hrsg., *Ernst-Jünger Handbuch: Leben – Werk – Wirkung* (Stuttgart: Metzler, 2014), 41–59, hier 41.

Champagne transportiert. Dort ist das 73. Regiment stationiert, dort wird der nach Abenteuern dürstende Abiturient die ersten Kriegsmonate bis April 1915 verbringen. Jünger führt ein handelsübliches Notizbuch im Format von etwa 10 auf 16 cm mit sich, in dem er sein persönliches Erleben des Krieges festhalten will. Im Laufe der nächsten vier Jahre entstehen insgesamt 15 dieser Kriegstagebücher. Ernst Jünger absolviert insgesamt 1351 Tage im Kriegseinsatz, an 567 Tagen trägt er Aufzeichnungen in diese Tagebücher ein. Allein die bloße Häufigkeit der Eintragungen liefert ein erstes Indiz dafür, welche Wichtigkeit das Tagebuch für Jünger hatte. Helmuth Kiesel, welcher die Kriegstagebücher erstmals 2010 in kompletter Form publizierte und vorbildlich kommentierte, spricht „von einem Medium, das in den ungeheuren Destruktionserfahrungen, die auf ihn [Jünger] zukamen, eine starke psychische Stütze gewesen sein dürfte“.³ Als Ernst Jünger am 22. März 1918 während der Kampfhandlungen, die Kartentasche, in der sich sein Tagebuch befindet, verliert, geht er unter Lebensgefahr „zurück in den Graben, in dem wir gekämpft hatten“⁴, um die Aufzeichnungen wieder an sich zu bringen. Diese Kriegstagebücher jedenfalls bilden das Stoffmaterial, auf dessen Basis Jünger unmittelbar nach Kriegsende jenen gleichermaßen berühmten wie berüchtigten poetischen Erfahrungsbericht formt, den er 1920 in Druck gibt und der bis zu seiner Aufnahme in den ersten Band der *Sämtlichen Werke* 1978 von Ernst Jünger sechsmal – zum Teil mit gravierenden Änderungen – überarbeitet wird⁵: *In Stahlgewittern/Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers*.

1. Selbstinszenierungen

Mit welchen Erwartungen der 19jährige Ernst Jünger 1914 in den Krieg zieht, erläutert er post festum in einem 1925 publizierten Aufsatz namens *Der Krieg als äußeres Erlebnis*:

Der Krieg war damals in der Vorstellung lebendig als eine kurze heroische Tat, als ein Sturz von bunten und blutigen Erlebnissen, funkelnd von Metall und

³ Kiesel, „*In Stahlgewittern* (1920) und Kriegstagebücher“, 42.

⁴ Ernst Jünger, *Kriegstagebuch 1914–1918*, hrsg. von Helmuth Kiesel (Stuttgart: Klett-Cotta, 2010), 393–4.

⁵ Zu den unterschiedlichen Fassungen vgl. die vorbildliche, von Helmuth Kiesel herausgegebene historisch-kritische Ausgabe: Ernst Jünger, *In Stahlgewittern: historisch-kritische Ausgabe*, Bd. 2, hrsg. von Helmuth Kiesel (Stuttgart: Klett-Cotta, 2013). Aus dem Stoff der Tagebücher formen zusätzlich sich in den zwanziger Jahren weitere Texte, die als Jüngers Erfahrungsberichte des Kriegsgeschehens gelten können: *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922), *Sturm* (1923), *Feuer und Blut* (1925) sowie *Das Wäldchen* 125 (1925).

farbigen Uniformen, in deren Schmuck man den Soldaten zu sehen gewohnt war. [...] Wie gerne ließ man die Kontore, die Hörsäle, die Fabriken zurück, jene Welt, die ein geordnetes und ruhiges, aber auch eintöniges Dasein versprach [...]. Das Abenteuer, nach dem viele sich aus einer unbefriedigenden und spezialisierten Existenz hinausgesehen hatten, das große Erlebnis, das uns unerwartet eines Morgens nach dem Aufstehen in lockenden Farben begrüßt und das Leben reicher, tiefer und inniger erscheinen läßt, hier war es Ereignis geworden, es war kein Traum mehr, man stand schon mit beiden Füßen darin.⁶

Das Selbstbild, das Jünger in seinem Kriegstagebuch entwickelt – dies arbeiten die beiden Jünger-Biographen Helmuth Kiesel und Heimo Schwillk⁷ – übereinstimmend heraus, „ist zunächst das eines jungen Mannes, der ein Abenteuer suchte und neugierig auf die Modalitäten des Krieges war“, dann jenes eines „wagemutigen Soldaten, der sich hervortun“ will und der in der Hierarchie aufsteigen will, und schließlich jene adoleszente Selbstinszenierung des Kriegers, der ostentativ hervor kehrt, dass er den Tod nicht fürchtet. Und dem Tod wird Jünger in zahllosen Ausdrucksformen begegnen.

Der 19jährige wird bei seiner Ankunft in der Champagne unmittelbar mit dem Klang des Krieges konfrontiert. Er erlebt, kaum angekommen in Orainville, „eine Beschießung durch die französische Artillerie [...] und wohl auch ein kleineres Infanteriegefecht“.⁸ Jünger gibt sich im Tagebuch scheinbar abgeklärt angesichts des Gesehenen. Die Reizschwelle dessen, was der frischgebackene Soldat an Schrecken erwartet hatte, ist noch nicht annähernd erreicht.

Am 4. Januar 1915 vermerkt das Tagebuch:

Ich bin sehr neugierig, wie sich eine Shrapnellbeschießung ausmacht. Im allgemeinen ist mir der Krieg schrecklicher vorgekommen, wie er wirklich ist. Der Anblick der von Granaten Zerrissenen hat mich vollkommen kalt gelassen, ebenso die ganze Knallerei, trotz dem ich einige Male die Kugeln sehr nah habe singen hören. Im allgemeinen sind mir die Kälte und die Nässe in unser Erdlöchern das unangenehmste.⁹

Hier inszeniert sich offenkundig ein vor Tatendrang strotzender Jüngling als Lärm und Stress resistenter Kraftmensch. Dieser Gestus findet sich auch

⁶ Ernst Jünger, „Der Krieg als äußeres Erlebnis“, in ders., *Politische Publizistik 1919–1933*, hrsg. von Sven Olaf Berggötz (Stuttgart: Klett-Cotta, 2001) 85–90, hier 87–9.

⁷ Heimo Schwillk, *Ernst Jünger: Ein Jahrhundertleben* (Stuttgart: Klett-Cotta, 2014).

⁸ Kiesel, *Ernst Jünger*, 117.

⁹ Jünger, *Kriegstagebuch 1914–1918*, 9–10.

noch 5 Jahre später in der ersten Fassung von *In Stahlgewittern* wieder, dort allerdings massiv gebrochen durch weniger enthusiastische Eindrücke. Davon wird noch die Rede sein.

Jünger gibt sich zumindest in seinen Kriegstagebüchern noch alle Mühe, den Visionen einer radikalen Abhärtung und Desensibilisierung im Sinne der alldeutschen Hygieniker vom Schlage eines Max von Gruber darstellerisch gerecht zu werden: Die „Gesündesten, Kräftigsten, Kühnsten, Unternehmsten, Pflichttreuesten, Opferfähigsten“ hatten laut von Gruber – und diese Ansicht teilten viele seiner Zeitgenossen – im Kriege als „die geborenen Führer und Vorkämpfer“¹⁰ ein Beispiel zu geben. Das zu gebende Beispiel bestand darin, Contenance und Führungsstärke zu bewahren. Führungsstärke also inmitten des pausenlosen Kugel- und Granathagels, inmitten des infernalischen Brüllens und Kreischens berstender Schrapnells, inmitten des perfiden Zwitscherns, Summens und Pfeifens der Projektile und Querschläger, inmitten des anhaltenden Schreiens und Klagens der Verletzten und Sterbenden. Der Erste Weltkrieg wird unter dieser Perspektive geradezu begrüßt als Kur gegen nervöse Schwäche und Kraftlosigkeit, als mit „fast allmächtiger Heilkraft ausgerüstetes Stahlbad [...] für die im Staub langer Friedensjahre und einförmiger Berufstätigkeit verdorrten und verschmachtenden Nerven.“¹¹ „Europas Jugend stürzt sich in den Krieg wie in ein Fest“, heißt es bei Jüngers Biographen Heimo Schwilk¹² und es bedarf stabiler Nerven, um dieses Fest nicht allzu schnell in Katzenjammer münden zu lassen. Jünger zumindest demonstriert zunächst besagte Gelassenheit und ostentative Widerstandsfähigkeit gegenüber dem allgegenwärtigen Schrecken. In seinem ersten Feldpostbrief an die Eltern schreibt er Anfang Januar 1915:

Meine ersten Kriegseindrücke haben mich etwas enttäuscht. Als die ersten Gewehr- und Granatkugel kamen, haben wir fast alle gelacht. Auch das Schreien der Getroffenen, das Blut und das Hirn des Postens am Schloßportal konnte ich ruhig und lange ansehen. Die Granate hat bis jetzt 12 Mann getötet, es liegen noch 3. Ich glaube in Hannover [in der Grundausbildung]

¹⁰ Zitiert nach Wolfgang U. Eckart, „Kriegsgewalt und Psychotrauma im Ersten Weltkrieg“, in *Verletzte Seelen: Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung*, hrsg. von Günter H. Seidler und Wolfgang U. Eckart (Gießen: Psychosozial-Verlag, 2005), 86.

¹¹ Albert Eulenberg, „Kriegsnervosität“, *Die Umschau* 1 (1915): 1. Zitiert nach: Inka Mülder-Bach, „Einleitung“, in dies. (Hrsg.): *Modernität und Trauma: Beiträge zum Zeitenbruch des Ersten Weltkrieges* (Wien: WUV Universitätsverlag, 2000), 1–18, hier 12.

¹² Schwilk, *Ernst Jünger: Ein Jahrhundertleben*, 97.

wäre ich bei dem Anblick ohnmächtig geworden, aber ich freue mich, daß meine Nerven so stark sind.¹³

Mitte April 1915 wird Jüngers Kompanie nach Lothringen verlegt und kommt bei Les Éparges, einem nahe Verdun gelegenen Dorf, zum Einsatz. Hier erleidet Jünger seine erste von insgesamt acht Verwundungen: Ein Granatsplitter durchschlägt Uniform und Geldbörse und schneidet Jünger den linken Oberschenkel auf. Nach Rekonvaleszenz und Heimaturlaub kehrt Jünger zurück; seine Einheit hatte „im blutigen Dreieck“ zwischen Arras, Albert und Cambrai Stellung bezogen.¹⁴ Hier wird Jünger den größten Teil seines Dienstes bis zum Kriegsende verbringen. Im Herbst 1915 sind die Kämpfe in dieser Region zu einem Stellungskrieg erstarrt; die feindliche Truppen belauern und beschießen sich ohne Unterlass, ohne dass dies zu bemerkenswerten Veränderungen im Frontverlauf führen würde. Jünger macht das Beste aus der Situation; er widmet sich seinen „beiden wichtigsten unmilitärischen Passionen: das Lesen und das Käfersammeln“.¹⁵

Eine weitere, in den Kriegstagebüchern erwähnte kurze Episode soll genügen, um die beschriebene Strategie der Selbstinszenierung Jüngers in der Darstellung des stählernen und allen Lärmbelastungen standhaltenen Frontkämpfers zu belegen. Als sich Ernst Jünger am 25. Februar 1916 zu einem extrem gefährlichen und in der Regel von massiven Verlusten begleiteten Sturmunternehmen auf ein französisches Grabenstück freiwillig meldet, bemerkt er, Schiller – Wallensteins Lager – zitierend:

Jedenfalls bin ich sehr gespannt. Sonst ist in unsrer Kompanie wenig Stimmung, ein Grabenstück zu nehmen, das gar nicht vor unserm Abschnitt liegt. Geschmackssache. Jedenfalls: Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein. Entweder ich werde um eine unbezahlbare Erinnerung reicher oder ich gehe drauf, was mir und anderen Leuten wahrscheinlich eine ganze Kette von Unannehmlichkeiten ersparen wird. Außerdem ist das nach meiner monistischen Weltanschauung ziemlich gleichgültig.¹⁶

Wie sind solch lakonische Passagen offenkundiger Selbststilisierung zu erklären? Eine vorläufige Antwort lautet: Durch einen Zwang zur heroischen Selbstinszenierung, der regelmäßig in den Kriegstagebüchern mit der expli-

¹³ Ernst Jünger, *Feldpostbriefe an die Familie 1915–1918*, hrsg. von Heimo Schwilk (Stuttgart: Klett-Cotta, 2014), 105.

¹⁴ Zu den weiteren biographischen Details vgl. Kiesel, *Ernst Jünger*, 118–20.

¹⁵ Kiesel, „*In Stahlgewittern* (1920) und Kriegstagebücher“, 45.

¹⁶ Kiesel, „*In Stahlgewittern* (1920) und Kriegstagebücher“, 89–90.

ziten Absicht Jüngers kollidiert, einen einfachen, faktenorientierten Bericht über die Kriegserfahrung eines Truppenführers während des Ersten Weltkrieges zu verfassen. Solch nüchternes Protokoll findet sich in den Kriegstagebüchern durchaus und häufig. Wie Kiesel heraus gearbeitet hat, „ist der realistische und auktoriale Geschehensbericht im Präteritum und mit Wechsel zwischen erster Person Singular und Plural“¹⁷, die dominante Darstellungstechnik *In Stahlgewittern*. Diese Darstellungstechnik zielt darauf ab, so Jünger, „nicht zu beschreiben, wie es hätte sein können, sondern wie es war.“¹⁸ Dieses zu zeigen „wie es wahr“ – kollidiert jedoch immer wieder mit einer anderen, parallel laufenden Intention Jüngers, nämlich durch *In Stahlgewittern* eine Art Helden- und Gedenkepos zu liefern.¹⁹

2. Vom Kriegstagebuch zu „In Stahlgewittern“²⁰

Die 1920 publizierte Erstausgabe von *In Stahlgewittern* zählt 70.905 Wörter, das Kriegstagebuch zählt 107.878 Wörter. Unter diesem rein quantitativen Aspekt betrachtet, weisen Kriegstagebuch und seine literarisierte Form von *In Stahlgewittern* eine Differenz von etwa 100 Druckseiten auf.²¹ Entscheidend bei dieser vergleichenden quantitativen Lektüre ist in einem zweiten Schritt, was Jünger vom *Kriegstagebuch* hin zu den *Stahlgewittern* aus dem Text entfernt. Helmuth Kiesel hat dies in der jüngst erschienenen Historisch-Kritischen-Ausgabe von *In Stahlgewittern* minutiös untersucht. Seine Analyse ergibt zunächst folgenden Befund:

Jünger hat – zunächst einmal – fast alles weggelassen, was nur ephemere war, als nur den Tagesablauf oder ein nicht weiter bemerkenswertes Ereignis festhielt und nicht zur Charakterisierung der allgemeineren Situation oder des Krieges insgesamt beitrug.²²

Zu diesem Befund lassen sich für die *Kriegstagebücher* in der Tat zahllose Belege finden. So vermerkt Jünger etwa am 29. Februar 1916:

¹⁷ Kiesel, „*In Stahlgewittern* (1920) und Kriegstagebücher“, 50.

¹⁸ Jünger, *In Stahlgewittern*, 20.

¹⁹ Diese These hat vor allem Volker Mergenthaler heraus gearbeitet. Vgl.: Volker Mergenthaler, „*Versuch ein Dekameron des Unterstandes zu schreiben*“: zum Problem narrativer Kriegsbegegnung in der frühen Prosatexten Ernst Jüngers (Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2001).

²⁰ Folgender Abschnitt orientiert sich entscheidend am Kommentar Helmuth Kiesels in der Historisch Kritischen Ausgabe. Abweichungen erfolgen in Beispielwahl und Thesenbildung.

²¹ Vgl. Jünger, *In Stahlgewittern*, 63.

²² Jünger, *In Stahlgewittern*, 63.

29. II.16

Besuchte heut den Fähnrich Förster von den 22er Dragonern, der wieder nach Douchy gekommen ist. Da in der 6. Comp Leutnant Bolland auch erkrankt ist, wurde ich heute zur 6. Komp. abkommandiert und führte den 2ten Zug.

1. III.16

Stand heute morgen neben dem Landwehrman Ikman hinter einer Zeltbahn, als eine Art Geschoß dicht vor uns platzte. Die Splitter fegten an uns vorüber, ohne einen zu treffen. Als wir uns von dem Schrecken erholten hatten und näher nachsahen, fanden wir, daß mehrere Splitter von ekelhafter Länge und Schärfe die Zeltbahn durchschlagen hatten.²³

Solche und vergleichbare Notizen finden sich *In Stahlgewittern* nur selten. Ihr Eintrag in die Kriegstagebücher ist einem situativen Befund geschuldet, dem Jünger später für die Linearität der Gesamtdarstellung seines Kriegserlebnisses keine Bedeutung mehr beimaß und für *In Stahlgewittern* nicht mehr berücksichtigte.

Weitaus interessanter für meine Analyse ist ein anderer Punkt. Es ist die Konsequenz mit welcher Jünger bestimmte Themenfelder, die in den Kriegstagebüchern regelmäßig Erwähnung finden, aus *In Stahlgewittern* komplett ausklammert:

Dazu gehören alkoholische Exzesse und Episoden des Rowdytums; erotische Abenteuer und Kummer wegen befürchteter venerischer Ansteckung; eine Anmerkung über ein (von Jünger nicht besuchtes) Militärbordell; disziplinarische Vorfälle; Anstößiges wie ein Akt der Leichenfledderei; Momente des Selbstzweifels, des Überdrusses am Krieg und der eskapistischen Wünsche; das ‚unsoldatische‘ Käfersammeln; Peinlichkeiten verschiedener Art.²⁴

Unerwähnt bleibt auch in allen Fassungen von *In Stahlgewittern* die Affäre Gumpel, welche Jünger im Herbst 1916 beschäftigte und ein moralisch wenig günstiges Licht auf seine Person wirft. Am 24. Oktober 1916 taucht in seiner Einheit ein alter Bekannter aus Hameln auf, von dem Jünger befürchtet, „er könne einige polizeilich geahndete Jugendstreiche ausplaudern und dadurch seine Offizierskarriere gefährden.“²⁵ Am 9. Dezember 1916 vermerkt jedoch das Kriegstagebuch:

²³ Jünger, *Kriegstagebuch 1914–1918*, 90–1.

²⁴ Jünger, *In Stahlgewittern*, 64.

²⁵ Jünger, *In Stahlgewittern*, 65.

9.XII.16

Von Mefert erfuhr ich auch etliches über unsere Verluste. Das erste, was ich tat, war: Verlustliste aufgeschlagen, A, B, C, D, E, F Da, Gumpel, Beinschuß, verstorben im Feldlazarett zu Hendicourt. Als ob mein Wunsch das getan hätte. Ich meine fast, darin wieder meine Fortün zu erblicken. Der G. liegt auf dem Soldatenfriedhof Hendicourt Grab Nr. 13. Die richtige Nummer für ihn.²⁶

Jünger macht in der Eintragung aus der Erleichterung, ja Freude über den Tod eines Menschen, der seiner Reputation hätte schaden können, keinen Hehl. Hier ist er, jener kalte Habitus, jener zynische Sound des gepanzerten Kriegers, der dem Leiden der Anderen ohne Empathie begegnet. Berühmt berüchtigt geworden ist hier, um ein letztes Beispiel zu geben, die Eintragung aus dem Kriegstagebuch vom 17. Oktober 1915:

17.X.1915

Heut nachmittag fand ich in der Nähe der Latrine von der Festung Altenburg zwei noch zusammenhängende Finger- und Mittelhandknochen. Ich hob sie auf und hatte den geschmackvollen Plan, sie zu einer Zigarettenspitze umarbeiten zu lassen. Jedoch es klebte, genau wie an der Leiche im Stacheldrahtverhau bei Combres noch grünlich weißes verwesenes Fleisch zwischen den Gelenken, deshalb stand ich von meinem Vorhaben ab. Um 7 zogen wir wieder in vorderste Linie.²⁷

Zusammenfassend lässt sich bis hierhin sagen: Bei der Überführung des Kriegstagebuchs in die *Stahlgewitter* hat Jünger vieles weggelassen, was er a) als ephemer und nur dem Augenblick geschuldet empfand, was er b) als „unsoldatisch“ und seiner weiteren Militärkarriere im Wege stehend empfand und c) am wichtigsten – was dem Bilde des kalten Habitus (Helmut Lethen), des soldatisch gepanzerten Kriegers zuwiderlief. Ein solcher Held holt sich eben keinen Tripper beim Bordellbesuch oder geht am besten erst gar nicht an solche Orte; ein solcher Held freut sich nicht über den Tod von Untergebenen, die schlecht über ihn reden könnten oder lässt sich gar Zigarettenspitzen aus ihren abgestorbenen Gliedmaßen fertigen und ein solcher Held sammelt keine Käfer nur wenige Meter von den Schlachtfeldern entfernt.

Aber natürlich ist die Sache ein wenig komplizierter. Und damit komme ich zum dritten Punkt.

²⁶ Jünger, *In Stahlgewittern*, 206.

²⁷ Kiesel, „*In Stahlgewittern* (1920) und Kriegstagebücher“, 51.

3. Körperdarstellung und Klangwelten

Auf der einen Seite zelebrieren *Die Kriegstagebücher* und ihre literarisierte Version *In Stahlgewittern* wie gezeigt geradezu den Typus des belastungsfähigen Kriegers. Hier wird die Idee des gestählten, gepanzerten Körpers, der dem futuristischen Ideal einer reibungslos funktionierten Maschine nahekommmt, literarisch durchexerziert. Jünger wird diese Zielvorgabe eines Menschen, der seinen „Leib, als Gegenstand zu behandeln vermag“, ²⁸ später in seinem Essay *Über den Schmerz* (1934) geradewegs zu einer Philosophie der Stählung und Indolenz gegenüber jeder Form körperlichen Leidens ausbauen.

Auf der anderen Seite ist Ernst Jünger kein Phantast und/oder Psychopath, der sich dem Umfang der stattfindenden Destruktionsorgie zu entziehen vermag. Diese Ambivalenz, den Leib als Gegenstand zu behandeln und ihn parallel dazu zu erhalten, das Leben gering zu achten und es dennoch zu bewahren, durchzieht leitmotivisch die Textkonstruktion von *In Stahlgewittern*. Im Ersten Weltkrieg verlieren nach aktuellen Schätzungen zehn Millionen Soldaten und Zivilisten ihr Leben. Weitere 18 Millionen büßen ihre körperliche Unversehrtheit ein und kehren als „Kriegskrüppel“ oder von Kriegsneurosen nachhaltig gezeichnet nach Hause zurück. Jüngers Kompagnie wurde zweimal fast vollständig vernichtet, 35 Prozent der bei Kriegsbeginn 18/19jährigen des Jahrgangs 1895 – Jüngers Jahrgang – finden den Tod. ²⁹ Und Jünger nimmt diese Vorgänge wahrlich nicht aus gesicherter Halbdistanz wahr. Er macht den zermürbenden Grabenkrieg in der Champagne und im Artois mit, ebenso die großen Schlachten an der Somme, in Flandern und bei Cambrai, gegen Ende des Krieges 1918 noch die sogenannte Michaelsoffensive und die nachfolgenden Abwehrkämpfe.

Mehrfach wird er selbst in Kampfhandlungen verwundet. Er berichtet *In Stahlgewittern* ausführlich davon. Am 25. August 1918 erhält er in der Nähe des Dorfes Favreuil einen Schuss durch die Lunge und gerät in unmittelbare Todesnähe. Der Sanitäter, welcher Jünger zum Verbandsplatz tragen wollte, und ein weiterer Soldat aus seiner Kompagnie, der den Verletzten danach auf seine Schultern genommen hatte, um ihn in Sicherheit zu bringen, sterben durch Schüsse in den Kopf.

Bereits Anfang Dezember 1917 war Jünger bei der Abwehr der englischen Tankoffensive bei Cambrai durch eine Gewehrkuugel, die seinen Stahlhelm

²⁸ Ernst Jünger, „Über den Schmerz“, in ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 7: Essays I. Betrachtungen zur Zeit (Stuttgart: Klett-Cotta, 1980), 158.

²⁹ Zahlen entnommen: Jünger, *In Stahlgewittern*, 9–10.

durchschlug, am Hinterkopf und durch einen Granatsplitter an der Stirn verwundet worden. Am 22. März 1918 wird er bei der Offensive in der Nähe von Vraucourt von einer Kugel knapp über dem Herzen in die Brust getroffen, eine weitere Kugel verletzt ihn erneut am Schädel.

Ihren Höhepunkt – durch übersteigerte Pathosgebärde m.E. unfreiwillig komischen Höhepunkt – erreicht diese Darstellung einer fast unglaublichen, aber historisch gesicherten Verletzungsserie am Ende von *In Stahlgewittern*. Jünger liegt im Lazarett und sieht der Verleihung des Ordens Pour le mérite, eine Auszeichnung, die im Ersten Weltkrieg nur elf Mal an Kompanieführer der Infanterie vergeben wurde, entgegen.³⁰ Im Clementinenstift in Hannover liegend, geht dem Ich-Erzähler dabei Folgendes durch den Kopf:

Während der Langeweile des Liegens sucht man sich mannigfaltig zu zerstreuen; so vertrieb ich mir einmal die Zeit, indem ich meine Verwundungen zusammenzählte. Von Kleinigkeiten wie von Prellschüssen und Rissen abgesehen, hatte ich im ganzen mindestens vierzehn Treffer aufgefangen, nämlich fünf Gewehrsgeschosse, zwei Granatsplitter, eine Schrapnellkugel, vier Handgranaten- und zwei Gewehrsgeschoßsplitter, die mit Ein- und Ausschüssen gerade zwanzig Narben zurückließen. In diesem Kriege, in dem bereits mehr Räume als einzelne Menschen unter Feuer genommen wurden, hatte ich es immerhin erreicht, daß elf von diesen Geschossen auf mich persönlich gezielt waren. Ich heftete daher das Goldene Verwundetenabzeichen, das mir in diesen Tagen verliehen wurde, mit Recht an meine Brust.³¹

Die Stelle liest sich aus heutiger Perspektive eher als unfreiwillige Kriegssatire denn als Heldenepos. Doch dies ist buchstäblich nur die eine Seite der Medaille. Denn das Heldenepos zeigt Bruchstellen, den psychischen Panzer durchziehen bei Jünger Risse. Über sie dringen de facto die erlittenen Ängste und ihre traumatischen Spuren über die Psyche in den – angeblich so gestählten – Körper ein. Meine These ist, dass sich bei Jünger diese traumatische Spur im Körper im Wesentlichen über das Gehör einspeist. Nach einer der besagten Verwundungen am 22. März 1918 und einem sich anschließendem Krankenhaus-Aufenthalt erleidet Jünger etwa einen Tinnitus-Anfall, der jedoch nicht von Dauer ist: „Unangenehm war nur ein schrilles und ununterbrochenes Klingeln, das in den Ohren zu gellen schien. Es wurde im Verlauf der Wochen dünner und verstummte endlich ganz.“³²

Solche physische und psychische Destabilisierungen sind – wo sie Ernst Jünger in den *Stahlgewittern* erwähnt – sehr häufig an die Darstellung ex-

³⁰ Vgl. Jünger, *In Stahlgewittern*, 50.

³¹ Jünger, *In Stahlgewittern*, 299.

³² Jünger, *In Stahlgewittern*, 266.

tremer Lärmphänomene gekoppelt. Es finden sich mehr als fünfzig Belegstellen in Jüngers *Stahlgewittern*,³³ welche dieses akustische Spektakel des Schlachtenlärms und seine Wirkung auf die ihr ausgesetzten Menschen explizit thematisieren. Angesichts dieses schon rein quantitativ dominanten Befunds fällt es schwer, jenen Teilen der Jünger Forschung zu folgen, wo zu lesen steht, Ernst Jünger sei ein reiner „Augenmensch“³⁴, seine Kunstauffassung orientiert am Ideal der konkreten Visualisierung³⁵ oder, wie in einer jüngeren, ansonsten äußerst profunden Studie: „Jünger hat sich [...] in den frühen Kriegsschriften lieber auf das Sehvermögen verlassen.“³⁶ Dies trifft in dieser absoluten Formulierung auf Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* schlicht und ergreifend nicht zu.

Zunächst einmal: Der Grabenkrieg, jene Kriegsform, die der 19jährige Ernst Jünger in der Anfangsphase der Auseinandersetzungen nahezu ausschließlich kennenlernt, ist eine Domäne des Gehörs. Das Ohr ist in diesem vor allem sensorisch zu erkundenden Raum der privilegierte Überlebenssinn; das Auge nimmt hinter dem Schutz der Erdwälle und bei den in der Regel nächtlichen Vorstößen eine sekundäre Funktion ein. Gefragt sind dabei zum einen ausgeprägte Fähigkeiten des Richtungshörens und der Unterscheidungsfähigkeit für die Vielfalt der Schallerscheinungen im Krieg. Der Gehörsinn muss auf eine nahezu paradoxe Art und Weise unter den Anforderungen der Schlacht neu justiert werden. „Das Ohr im Kriege“ heißt 1916 ein Beitrag in der *Fachzeitschrift für Artillerie- und Geniewesen*, welche diese Veränderungen des Gehörsinns unter den Bedingungen der Schlacht ins Blickfeld nimmt.³⁷ Neue Profile der „psycho-physischen Ausstattung des Kriegers“ werden erstellt, die konstatieren, dass „das Kriegsleben neu ge-

³³ Verbovens Studie nennt unter dem Kapitel „Krieg als musikalisches Spektakel“ allein 34 Belege. Vgl. Hans Verboven, *Die Metapher als Ideologie: eine kognitiv-semantische Analyse der Kriegsmetaphorik im Frühwerk Ernst Jüngers* (Heidelberg: Winter, 2003), 81–3.

³⁴ Ernst Niekisch, „Die Gestalt des Arbeiters“, in *Über Ernst Jünger*, hrsg. von Hubert Arbogast (Stuttgart: Klett-Cotta, 1995), 79–86, hier 80.

³⁵ Vgl. etwa Jüngers Überlegungen zu einer Theorie des stereoskopischen Sehens in *Das abenteuerliche Herz*, in Ernst Jünger, *Das abenteuerliche Herz*: zweite Fassung, in ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 9, (Stuttgart: Klett-Cotta, 1979).

³⁶ Julia Encke, *Augenblicke der Gefahr: der Krieg und die Sinne 1914–1934* (München: Fink, 2006), 11. Eine der wenigen Studien, welche diesem Primat des Sehvermögens gegenüber dem Gehör in der frühen Kriegsliteratur Jüngers widerspricht findet sich bei: Alexander Honold, „Die Kunst, unter der Taucherglocke zu hören: Ernst Jüngers soldatische Avantgarde“, *Zeitschrift für Germanistik* 1 (1998): 43–65.

³⁷ Meine folgenden Äußerungen orientieren sich an: Encke, *Augenblicke der Gefahr*, 123–5.

artete Funktionen des Sinnesapparates hervorgerufen hat, die früher im normalen Leben unter anderen vitalen und psychischen Bedingungen nicht so zur Geltung gekommen wären.³⁸ Diese „neu gearteten Funktionen des Sinnesapparates“ verlangen vom Gehör eine Art Quadratur des Kreises.

Es muss auf der einen Seite geschärft werden, um bei der Unterscheidung der Schallerscheinungen den Explosionsknall von Granate und Schrapnell in punkto Richtung, Zeitpunkt und Intensität in Bezug auf den eigenen Standort möglichst exakt einzuschätzen. Auf diesem Felde wird adäquate Geräuschtaxierung zu einer Frage des eigenen Überlebens. Neben dem „Donnern, Rollen und Knattern“ der Granaten und Schrapnelle, jenen Geräuschen, die der Psychologe Kurt Lewin 1917 als die „unverwechselbare sinnliche Signatur des Ersten Weltkrieges“³⁹ beschrieben hat, muss das Gehör zudem unter den Bedingungen von Leben und Tod erlernen, das Phänomen des „Schallschattens“⁴⁰ zu berücksichtigen. Gemeint sind jene Orte, zu denen die Schallwirkung nicht oder nur stark gedämpft gelangt. Gedacht ist hier vor allem an das Terrain des unterirdischen Minenkriegs, bei dem die Stille das oberste Gebot des Überlebens darstellt.

Um die Grenzen des als defizitär empfundenen Sinnesorgans auszudehnen, entstehen so genannte Horchapparate, elektrische Geräuschverstärker und Mikrofonanlagen,⁴¹ mit denen speziell ausgebildete Pioniere wie Kafkas Baubewohner in den Hörraum des Erdreichs vordringen. Auch bei Jünger findet sich eine solche Episode des Abhorchens der feindlichen Bewegungen und Miniergeräusche:

März 1917 [...]: Am Abend kann der Gefreite Schnau zu mir und meldete, daß unter seinem Gruppenunterstande schon seit vier Tagen ein pickendes Geräusch zu hören sei. Ich gab die Beobachtung weiter und bekam ein Pionierkommando mit Horchapparaten gestellt, das allerdings nichts Verdächtiges erkundete. Später hieß es, daß damals die ganze Stellung unterminiert gewesen sei.⁴²

Die technische Apparatur wird zur Verlängerung des menschlichen Sinnesorgans; doch auch die Subjekte selbst haben sich „akustischem Training“ zu

³⁸ Paul Plat, „Psychographie des Kriegers“, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 21 (1920): 1–123, hier 33.

³⁹ Kurt Lewin, „Kriegslandschaft“, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12 (1917): 440–7, hier 442.

⁴⁰ Encke, *Augenblicke der Gefahr*, 124.

⁴¹ Vgl. zu Details: Encke, *Augenblicke der Gefahr*, 118–9.

⁴² Jünger, *In Stahlgewittern*, 132–3.

unterwerfen. „Richtungshörer“ werden „zur Verortung feindlicher Artilleriestellungen aufgestellt, Schallmeßsoldaten treten auf den Plan.“⁴³ Jünger selbst führt zusammen mit drei seiner Soldaten eine so genannte Lauschpatrouille durch, bei welcher mögliche Minieraktivitäten des Feindes akustisch auszukundschaften sind. Kurz vor dem Auftakt zur Somme-Schlacht heißt es *In Stahlgewittern*:

Am 20. Juni [1916] bekam ich den Auftrag, vorm feindlichen Graben zu lauschen, ob der Gegner mit Minierarbeiten beschäftigt wäre, und kletterte [...] gegen Mitternacht über unseren eigenen ziemlich hohen Drahtverhau. [...] Unvergeßlich sind solche Augenblicke auf nächtlicher Schleiße. Auge und Ohr sind bis zum äußersten gespannt, das näherkommende Rauschen der fremden Füße im hohen Gras nimmt eine unheilrohende Stärke an. Der Atem geht stoßweise; man muß sich zwingen, sein keuchendes Wehen zu dämpfen. Mit kleinem, metallischem Knacks springt die Sicherung der Pistole zurück; ein Ton, der wie ein Messer durch die Nerven geht. Die Zähne knirschen auf der Zündschnur der Handgranate. Der Zusammenprall wird kurz und mörderisch sein. Man zittert unter zwei gewaltigen Gefühlen: der gesteigerten Aufregung des Jägers und der Angst des Wildes. Man ist eine Welt für sich, vollgesogen von der dunklen, entsetzlichen Stimmung, die über dem wüsten Gelände lastet.⁴⁴

Jeder noch so leise Anflug von Lärm kann den Tod bringen. Für die Sinne, vor allem für das Gehör, heißt dies bei nächtlicher Patrouille äußerste Anspannung; eine Anspannung, die für den Wahrnehmungsapparat nicht folgenlos bleibt. Der Krieg ist nicht zuletzt ein Krieg des Gehörs. Und des Lärms.

Eric Leed hat in einer Studie zum Ersten Weltkrieg plausibel dargelegt, dass die Bedingungen von Kriegsneurosen nicht durch Gasangriffe oder die unmittelbaren Erfahrungen körperlicher Gewalt entstanden, sondern wesentlich durch das ohrenbetäubende Geräusch und die Vibrationen des Trommelfeuers, welchem die Soldaten oft über Stunden und Tage hinweg ausgesetzt worden waren.⁴⁵ Diese Ohrenbetäubung erzeugte „eine Art hypnotischen Zustands, [...] der nicht in die symbolische Ordnung der Sprache habe übertragen werden können.“⁴⁶ Kriegsteilnehmer schildern entspre-

⁴³ Helmut Lethen, „Knall an sich: das Ohr als Einbruchsstelle des Traumas“, in *Modernität und Trauma: Beiträge zum Zeitenbruch des Ersten Weltkrieges*, hrsg. von Inka Mülder-Bach (Wien: WUV Universitätsverlag 2000), 192–210, hier 193.

⁴⁴ Jünger, *In Stahlgewittern*, 76–7.

⁴⁵ Vgl.: Eric Leed, *No Man's Land: Combat and Identity in World War I* (Cambridge: Cambridge University Press, 1979).

⁴⁶ Lethen, „Knall an sich: Das Ohr als Einbruchsstelle des Traumas“, 192.

chend die furchtbare Isolation der Betroffenen während des Fronturlaubs, da das Erlebte nicht adäquat mitteilbar war. Oder, weitaus treffender, in den Worten eines Kriegsteilnehmers: „Man kann Lärm nicht kommunizieren, und der Lärm hörte nie auf, niemals.“⁴⁷ Dieser Lärm ist auch bei Jünger die mögliche Einbruchsstelle des Traumas, gegen welche es sich zur Wehr zu setzen gilt. Dies gelingt nicht immer und schon gar nicht im permanent angestrebten Heldengestus. An zwei Stellen der *Stahlgewitter* spricht der Ich-Erzähler angesichts der permanenten Lärmhölle und der an sie gekoppelten Todesbedrohung offen vom „Zusammenbruch“ seiner Nerven.⁴⁸ Erstmals im April 1915, während der Schlacht von Les Esparges, in welcher Jünger, bezeichnenderweise „ohne einen Gegner zu Gesicht“ zu bekommen, unter „heftigen Beschuß gerät und seine erste, glimpfliche Verwundung erleidet.“⁴⁹ Die zweite psychische Krise ist ebenfalls eng an ein die Sinne überwältigendes akustisches Phänomen gekoppelt. Jüngers Kompagnie macht während der Frühjahrsoffensive 1918 Rast in einem Granattrichter, als Folgendes geschieht:

Da piff es wieder hoch in der Luft. Jeder hatte das zusammenschnürende Gefühl: die kommt hierher! Dann schmetterte ein betäubender, ungeheurer Krach – die Granate war mitten zwischen uns geschlagen.⁵⁰

Inmitten der Toten stehend und von den andauernden Schreien der Verwundeten malträtiert, verliert Leutnant Jünger für Momente vollkommen die Kontrolle über seine Emotionen. Er kann seine Führungsfunktionen kurzfristig nicht wahrnehmen: „Ich warf mich zu Boden und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, während die Leute düster um mich herumstanden.“⁵¹ Beide Zusammenbrüche liegen knapp drei Jahre auseinander. In beiden Zusammenbrüchen – obwohl die Umstände denkbar verschieden sind – ist es die Ohnmacht angesichts des durch höllischen Lärm angekündigten möglichen Todes, welche Jünger in einen verstörenden, traumatische Spuren tragenden Zustand befördert. In einer bei der Überarbeitung in den Jahren 1932/33 gestrichenen Passage von *In Stahlgewittern* bringt Jünger die für zahllose Kriegsteilnehmer unheilvolle Allianz von Lärm – Todesangst – Trauma sprachlich auf den Punkt:

⁴⁷ Leed, *No Man's Land*, 126. Im Original lautet das Zitat: „you can't communicate noise, noise never stopped for one moment – ever.“

⁴⁸ Vgl. Kiesel, *Ernst Jünger*, 197–9.

⁴⁹ Kiesel, *Ernst Jünger*, 197.

⁵⁰ Jünger, *In Stahlgewittern*, 234.

⁵¹ Jünger, *In Stahlgewittern*, 235.

Du kauerst zusammengezogen einsam in deinem Erdloch und fühlst dich einem unbarmherzigen, blinden Vernichtungswillen preisgegeben. Mit Entsetzen ahnst du, daß deine ganze Intelligenz, deine Fähigkeiten, deine geistigen und körperlichen Vorzüge zur unbedeutenden, lächerlichen Sache geworden sind. Schon kann, während du dies denkst, der Eisenklotz seine sausende Fahrt angetreten haben, der dich zu einem formlosen Nichts zerschmettern wird. Dein Unbehagen konzentriert sich auf das Gehör (!) das das Heranflattern des Todbringers aus der Menge der Geräusche zu unterscheiden sucht.⁵²

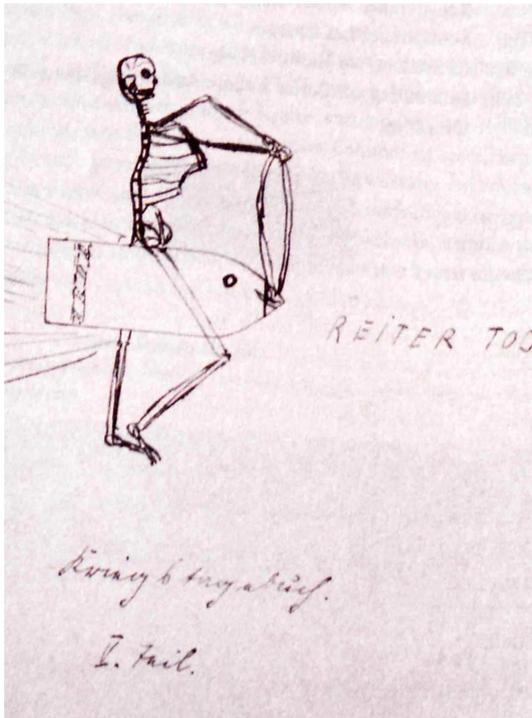


Abb. 1: Jünger, *Kriegstagebuch 1914–1918*, 71.

Es ist bezeichnend, dass die Erwähnung solch heftiger inneren Verunsicherungen im Fortlauf der Überarbeitungen von Jünger *In Stahlgewittern* immer stärker zurück geschraubt werden. So weiß etwa der Erzähler von *In Stahlgewittern* in der dritten Überarbeitung 1930 nichts mehr von der heftigen inneren Verunsicherung, welche Jünger laut *Kriegstagebuch* und *Erstfassung*

⁵² Jünger, *In Stahlgewittern*, 136–7.

von *In Stahlgewittern* vor der großen deutschen Offensive des Frühjahrs 1918 ergriffen hatte. Die rhetorische Strategie zeigt deutlich, dass Jünger die Erwähnung besagter schwacher oder angespannter Nerven, die im Angesicht der Lärmhölle der Schlacht zu reißen drohten, aus dem Textverlauf tilgt. In der dritten Überarbeitung von *In Stahlgewittern* wird das Wort *Nerven* an insgesamt 15 Stellen gestrichen und von Jünger durch ein anderes Wort ersetzt. „Aus ‚Nerven‘ wurde ‚Besinnung‘, ‚Laune‘ oder ‚Gemüt‘; aus ‚Nervenprobe‘ wurde ‚Probe‘, aus ‚Nervenerregung‘ ‚Erregung‘ aus einer ‚nervenpeitschenden‘ eine ‚wilde Hetzjagd“.⁵³

Offenkundig liegt hier bei Ernst Jünger das Darstellungsziel zu Grunde, aus einer überwältigen, unfassbaren und das Individuum destruierenden Erfahrung eine außergewöhnliche, schockierende, aber durch Mut, Tapferkeit und innerer Panzerung eben doch zu bewältigende Erfahrung im Akte der Umschrift zu machen.

Ernst Jünger hatte die fragwürdige Ehre, an der Somme-Schlacht teilzunehmen. Sie gilt unter Kriegshistorikern als die größte Materialschlacht der Geschichte. In monatelanger Vorbereitung hatten die Alliierten 1600 leichte und 1350 schwere Geschütze sowie 1100 Minenwerfer entlang der Kampflinie aufgestellt. Die Kämpfe wurden am 24. Juni 1916 mit einer sieben Tage anhaltenden schweren Beschießung der deutschen Frontlinie südöstlich von Albert eingeleitet. Aktuelle Studien errechneten, dass die Engländer die deutschen Stellungen mit etwa 1 ½ Millionen Granaten bombardierten, dies entspricht einer Tonne Material pro Quadratmeter. In den nächsten Monaten werden – hier differieren die Zahlen – im Laufe der Kämpfe etwa 1,2 Millionen Soldaten ihr Leben lassen.⁵⁴

Jüngers Einheit wird am 23./24. August in der Nähe des heftig umkämpften Dorfes Guillemont eingesetzt. Er schildert im Kapitel *Der Auftakt zur Somme-Schlacht* in den *Stahlgewittern* hautnah den einsetzenden Artillerie-Beschuss, dessen Zeuge er wird. Die Passage ist bemerkenswert, denn sie lässt erstmals im Text die in dieser Situation prekäre psychische Befindlichkeit Jüngers deutlich hervor treten. Der junge Dichter unterbricht an dieser Stelle seinen Versuch, das begonnene Heldenepos mit all seinen Gesten der Selbststilisierung fort zu schreiben. Zu nachhaltig scheint die Lärmhölle ständigen Artilleriefeuers jegliche psychische Selbstgewissheit zu untergra-

⁵³ Vgl. Kiesel, „*In Stahlgewittern* (1920) und Kriegstagebücher“, 50–1.

⁵⁴ Vgl. David Stevenson, *1914–1918. Der Erste Weltkrieg* (Düsseldorf: Artemis und Winkler, 2006), 130–267; Kiesel, *Ernst Jünger*, 122.

ben. Das Trommelfeuer erschüttert Jüngers Wahrnehmung und legt den Konnex Geräusch = Todesangst wie einen offenen Nerv frei. In einem Stollenrahmen des Grabens dem Beschuss ausgesetzt, gibt der Ich-Erzähler in einem raren Moment der *Stahlgewitter* ohne inneren Zensor Auskunft über seinen Zustand:

Ich schien mir gerade die windigste Ecke ausgesucht zu haben. Leichte und schwere Kugelmijnen, Flaschenmijnen, Schrapnells, „Ratscher“, Granaten aller Art – ich konnte gar nicht mehr unterscheiden, was da alles durcheinander schnurrte, brummte und krachte [...]. Zuweilen wurde das Ohr durch einen einzigen, von Flammenerscheinungen begleiteten höllischen Krach völlig betäubt. Dann erweckte wieder ein ununterbrochenes scharfes Zischen den Eindruck, daß Hunderte von Pfundstücken mit unglaublicher Geschwindigkeit hintereinander hersausten. Zuweilen fuhr mit kurzem, schwerem Stoß ein Blindgänger ein, daß rings das Erdreich wackelte. Schrapnells platzten zu Dutzenden, zierlich wie Knallbonbons, streuten ihre Kügelchen in dichter Wolke aus, und die Hohlbläser fauchten hinter ihnen her [...]. Doch dieser Geräusche sind leichter beschrieben als ausgestanden, denn das Gefühl verbindet jeden Einzelton des schwirrenden Eisens mit der Idee des Todes, und so hockte ich denn in meinem Erdloch, die Hand vor den Augen, während an meiner Vorstellung alle Möglichkeiten des Getroffenwerdens vorüberzogen. Ich glaube einen Vergleich gefunden zu haben, der das besondere Gefühl dieser Lage, in der ich wie jeder andere Soldat dieses Krieges so oft gewesen bin, recht gut trifft: Man stelle sich vor, ganz fest an einem Pfahl gebunden und dabei von einem Kerl, der einen schweren Hammer schwingt, ständig bedroht zu sein. Bald ist der Hammer zum Schwung zurückgezogen, bald saust er vor, daß er fast den Schädel berührt, dann wieder trifft er den Pfahl, daß die Splitter fliegen – genau dieser Lage entspricht das, was man deckungslos inmitten einer schweren Beschießung erlebt.⁵⁵

Wenn sich die Darstellung traumatischer Symptome bei Jünger *In Stahlgewittern* nachweisen lassen, dann fast ausschließlich über die Erschütterung des Bewusstseins durch derartige Geräuschphänomene. Solche lakonische Vermerke sind über die *Stahlgewitter* hinweg verstreut. Bereits zu Beginn des Krieges konstatiert Jünger bei der Explosion einer Mine eine „unangenehmere Wirkung [...] auf die Nerven“⁵⁶ als bei sonst üblichem Granaten und Schrapnellbeschuss. Während des bereits beschriebenen Trommelfeuers der Somme-Schlacht vermerkt der Ich-Erzähler:

⁵⁵ Jünger, *In Stahlgewittern*, 87–8.

⁵⁶ Jünger, *In Stahlgewittern*, 48.

Hunderte von schweren Batterien krachten um und in Combles [Ort der Schlacht], unzählige Granaten kreuzten sich heulend und fauchend über uns [...]. Bei heftigen Kopf- und Ohrenschmerzen konnten wir uns nur noch durch abgerissene, gebrüllte Worte verständigen. Die Fähigkeit des logischen Denkens und das Gefühl der Schwerkraft schienen aufgehoben. Man hatte das Empfinden des Unentrinnbaren und unbedingt Notwendigen wie einem Ausbruch der Elemente gegenüber. Ein Unteroffizier des dritten Zuges wurde tobsüchtig.⁵⁷

In Passagen wie diesen findet sich die für traumatisches Erleben spezifische Ohnmacht des Subjekts, das sich Ereignende beeinflussen oder gar bewältigen zu können. Wenige Wochen zuvor hatte Jünger bei knapp überstandem Feindeschuss wiederum den Eindruck, „daß das Erlebnis an die Nerven gegangen war“. Zähneklappernd auf einer Pritsche liegend und trotz vollkommener Erschöpfung unfähig, Schlaf zu finden, beschleicht ihn „vielmehr ein Gefühl des höchsten und angespanntesten Wachseins, als ob irgendwo im Körper ununterbrochen eine kleine elektrische Klingel läutete.“⁵⁸ Ein weiteres Indiz bildet die Schilderung und Darstellung eines Granateneinschlags am 18. Dezember 1915 unmittelbar neben Jünger, dessen Splitter ihn treffen. Jünger schildert das Ereignis im Kriegstagebuch, unterbricht abrupt den Fluss der Schrift, schwärzt die folgende Seite ein und beginnt mit dem Zeichnen von Kreuz und Totenkopf.

Man könnte Erlebnisse wie diese als traumatisch bezeichnen und ein Teil der neueren Jünger-Forschung hat dies auch getan.⁵⁹ Fasst man jedoch den Begriff des Traumas mit einer klinischen Definition als

vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt,⁶⁰

⁵⁷ Jünger, *In Stahlgewittern*, 103.

⁵⁸ Jünger, *In Stahlgewittern*, 96.

⁵⁹ Die wichtigsten Studien hierzu sind: Dieter Nitzgen, „Erwartungsangst und Schmerzgewissheit: traumatische Aspekte im Werk von E. Jünger“, in Seidler und Eckart, Hrsg., *Verletzte Seelen*, 107–24; Bernd Wutka und Peter Riedesser, „Ernst Jünger: Heroisierung und Traumasucht“, in *Trauma: Freiburger literaturpsychologische Gespräche*, Bd. 19, hrsg. von Wolfram Maurer und Carl Pietzcker (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000), 151–63; Martin Konitzer, *Ernst Jünger* (Frankfurt am Main: Campus, 1993); Wolfgang Schmidbauer, *„Ich wußte nie, was mit Vater ist“: das Trauma des Krieges* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1998).

⁶⁰ Gottfried Fischer und Peter Riedesser, *Lehrbuch der Psychotraumatologie* (München: UTB, 1998), 79.

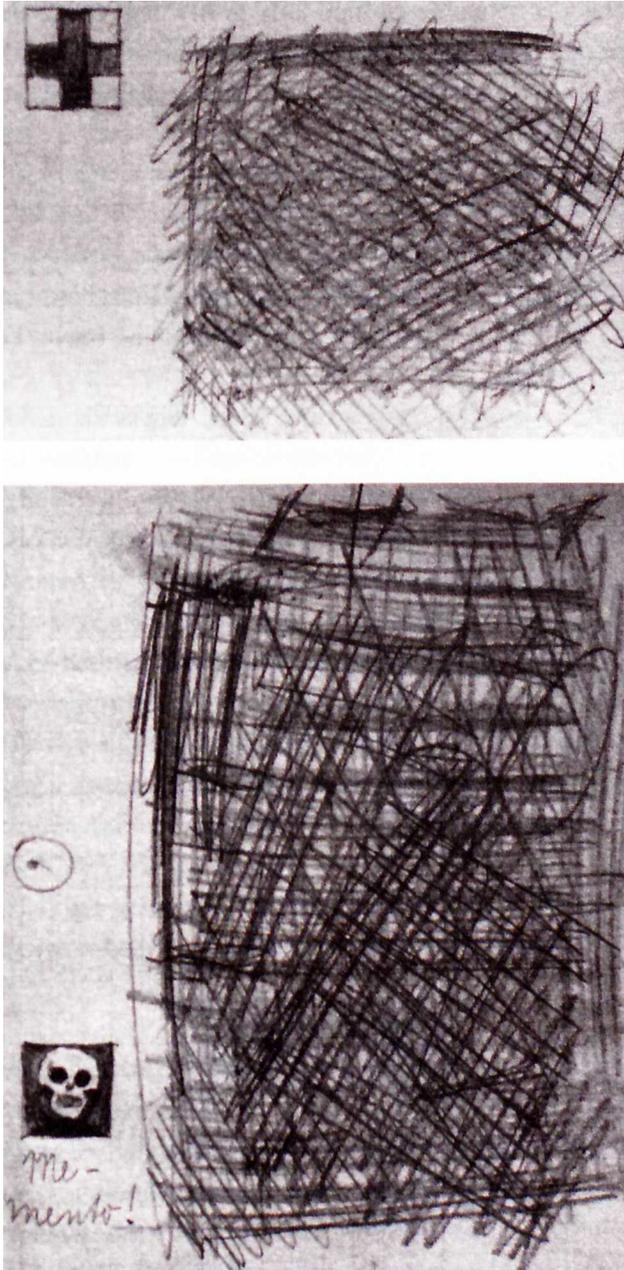


Abb. 2: Jünger, *Kriegstagebuch 1914–1918*, 116.

so trifft dieser Befund in all seinen Kriterien auf Ernst Jüngers Kriegserlebnisse mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht zu.

4. Das verweigerete Trauma

Warum? Jünger nimmt nach der Somme-Schlacht weiterhin am Kriegsgeschehen teil. Trotz mehrfacher Verwundungen – die ihm einen ehrenvollen Abschied aus der Armee problemlos ermöglicht hätten – zieht es ihn immer wieder an den Ort der Kämpfe zurück. Dies könnte – so hat man gefolgert – als „sekundärer Krankheitsgewinn“⁶¹ auch Bestandteil der Traumatisierung sein. Das Opfer zieht es immer wieder an den Ort der Tat zurück. Dagegen spricht, dass Jüngers Kriegstagebücher ihn nach der Erfahrung des Somme-Trommelfeuers ganz und gar nicht als Opfer ausweisen. Keinerlei Bruch des Selbstbewusstseins oder gar Zweifel an der Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit der kriegerischen Auseinandersetzungen ist bemerkbar. Selbst „in seiner Bereitschaft selber zu töten“ scheint Ernst Jünger nach besagten Erlebnissen „nicht nachhaltig geschwächt“ worden zu sein. Am 6. März 1917 liquidiert Jünger einen englischen Soldaten, der sich zu weit aus seiner Deckung gewagt hatte, ohne Gefahr für Leib und Leben mit einem gezielten Fernschuss. Nicht eine Spur an Reue oder Zweifel, das Geschehene nicht seelisch verarbeiten zu können, durchziehen die Darstellung des Ereignisses:

Am Vormittag dieses erfolgreichen Morgens [Jüngers Kompanie hatte einen englischen Vorstoß zurück geschlagen] schlenderte ich durch meinen Graben und sah auf einem Postenstand den Leutnant Pfaffendorf, der von dort mit einem Scherenfernrohr das Feuer seiner Minenwerfer leitete. Neben ihn tretend, bemerkte ich sofort einen Engländer, der hinter der dritten feindlichen Linie über Deckung ging und sich in seiner khakibraunen Uniform scharf vom Horizont abzeichnete. Ich riß dem nächsten Posten das Gewehr aus der Hand, stellte Visier sechshundert, nahm den Mann scharf aufs Korn, hielt etwas vor den Kopf und zog ab. Er tat noch drei Schritte, fiel dann auf den Rücken, als ob ihm die Beine unter dem Leib fortgezogen wären, schlug ein paar Mal mit den Armen und rollte in ein Granatloch, aus dem wir durch das Glas noch lange seinen braunen Ärmel leuchten sahen.⁶²

Das Interesse an Choreographien der Gewalt, an technischen Details der Waffenbetätigung und an Farbwahrnehmungen erhält in dieser Schilderung den Vorzug gegenüber moralischen Betrachtungen. Erneut scheint hier wieder das von Klaus Theweleit, Helmut Lethen und anderen mehrfach

⁶¹ Wutka und Riedesser, „Ernst Jünger“, 157.

⁶² Jünger, *In Stahlgewittern*, 134.

herausgearbeitete psychologische Profil Jüngers auf: Soldatische Panzerung, dandyhafte Frivolität angesichts menschlichen Leidens, Ästhetisierung von Gewalt, der kalte Blick des Beobachters, der sich das Unglück anderer vom Leibe hält und zum eigenen Leiden auf eine fast unerklärliche Distanz zu gehen vermag. Diese Perspektive noch einmal – existiert fraglos in den Kriegstagebüchern ebenso wie *In Stahlgewittern*. Aber sie ist nicht die Einzige, vielleicht nicht einmal die dominierende. Fakt ist: Jünger feiert *In Stahlgewittern* über weite Strecken den unerschrockenen und psychisch hochgradig belastbaren soldatischen Kämpfer. Fakt ist ebenso: Jünger hat – soweit durch eigene Äußerungen und jene von Zeitzeugen bekannt geworden – in seinen Darstellungen des Ersten Weltkrieges wenig psychische und somatische Symptome, die Rückschluss auf ein Kriegstrauma erlauben: „Weinkrämpfe, Dämmerzustände, narkoleptische Anfälle, kataleptische Zustände, [...] Gangstörungen, Lähmungen, Kontrakturen, Aphonie, Mutismus, psychogene Blindheit, Taubheit, Taubstummheit“⁶³ – all diese Befunde, welche den körperlichen und seelischen Horror der Kriegsneurosen spiegeln, und von denen Millionen Kriegsteilnehmer betroffen sind, finden sich bei ihm nicht.

Dies bedeutet nun im Gegenzug jedoch nicht, in Jünger das „Musterbeispiel des emotional verhärteten oder gepanzerten soldatischen und präfaschistischen Mannes“⁶⁴ vor sich zu haben. Jünger müht sich ohne jeden Zweifel mit nicht geringem Erfolg um Abhärtung von Körper und Geist. Als Beispiel des von den Hygienikern herbeigesehnten Kriegertypus, dessen Nervenkostüm auch unter Dauerbelastung zwangsläufige seelische Unversehrtheit gewährleistet, kann er dennoch nicht dienen. Dass der evidente Befund einer Kriegsneurose sich bei ihm nicht nachweisen lässt, bedeutet nicht, dass seine Psyche angesichts des Ungeheuren unbehelligt geblieben wäre.⁶⁵ Zugespitzt lässt sich sagen: Jüngers Psyche verweigert das Trauma und so bahnen sich die gemachten Erlebnisse über andere Kanäle ihren Weg. Wie?

Meine These lautet: der Lärm im Kopfe hört bei Jünger letztlich niemals völlig auf. Ausgehend von den spezifischen Erlebnisbedingungen der mit

⁶³ Wutka und Riedesser, „Ernst Jünger“, 152.

⁶⁴ Kiesel, *Ernst Jünger*, 196.

⁶⁵ Hier stünde Teilen der Jünger Forschung ein Weniger an spekulativem Furor und ein Mehr an vorurteilsfreiem Blick auf die Primärtexte gut zu Gesichte. Vgl. hierzu etwa, das mit psychoanalytischen Versatzstücken furios hantierende, aber von der Textbasis sich weit entfernende Buch von Klaus Theweleit, *Männerphantasien* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1980).

Kriegsneurosen behandelten Soldaten, entwickelt der Arzt Otto Binswanger 1922 in seinem *Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege* eine Art „psychosomatische Phänomenologie der Kriegshysterie“,⁶⁶ von denen ein Symptom namens „hystero-somnambule Anfälle“,⁶⁷ sich zumindest ansatzweise in Jüngers *Stahlgewittern* und später in der ersten Fassung von *Das abenteuerliche Herz* (1929) als textliche Spur nachweisen lässt. Die traumatische Erfahrung wird partiell in Schrift überführt. Gemeint sind damit bei Binswanger „Kriegserlebnisse, Gefechtsszenen, Sturmangriffe usw., die sich in [...] Traumbildern widerspiegel[n] und z.T. mit den heftigsten affektiv bedingten motorischen Entladungen verbunden waren.“⁶⁸ Der Befund überschneidet sich interessanterweise mit einer Überlegung Sigmund Freuds zum Trauma aus *Jenseits des Lustprinzips*:

Nun zeigt das Traumleben der traumatischen Neurose den Charakter, daß es den Kranken immer wieder in die Situation seines Unfalles zurückführt, aus der er mit neuem Schrecken erwacht. Darüber verwundert man sich viel zu wenig. Man meint, es sei eben ein Beweis für die Stärke des Eindruckes, den das traumatische Erlebnis gemacht hat, daß es sich dem Kranken sogar im Schlaf immer wieder aufdrängt. Der Kranke sei an das Trauma sozusagen psychisch fixiert. [...] Allein es ist mir nicht bekannt, daß die an traumatischer Neurose Krankenden sich im Wachleben viel mit der Erinnerung an ihren Unfall beschäftigen.⁶⁹

Anders gesagt: Das auf den Schlachtfeldern abgewehrte und körperlich langfristig unversehrt überstandene Grauen dringt bei Jünger ebenso langfristig in die Träume ein und wird hernach in den kompensierenden Akt schöpferischer Darstellung gepresst. Bereits in den *Stahlgewittern* lässt sich dieser für das Traumgeschehen spezifische „Einbruch des Fremden in die vertraute Lebenswelt, die Überwältigung des Alltagsbewußtseins durch etwas Gespenstisches“⁷⁰ an mehreren Stellen des Textes nachweisen. Die Wahrnehmung des Krieges nimmt in solchen Passagen abrupt die Logik eines Traumes an. So vermerkt der Ich-Erzähler bei seiner Erinnerung an die Schlacht bei Cambrai, als er mit seiner Kompanie in die vordere Kampflinie einrückt:

⁶⁶ Wolfgang U. Eckart, „Kriegsgewalt und Psychotrauma im Ersten Weltkrieg“, in: Seidler und Eckart, Hrsg., *Verletzte Seelen*, 93.

⁶⁷ Eckart, „Kriegsgewalt und Psychotrauma im Ersten Weltkrieg“

⁶⁸ Eckart, „Kriegsgewalt und Psychotrauma im Ersten Weltkrieg“

⁶⁹ Sigmund Freud, „Jenseits des Lustprinzips“, in ders., *Studienausgabe*, Bd. III: *Psychologie des Unbewußten* (Frankfurt am Main: Fischer, 1975), 213–72, hier 223.

⁷⁰ Wutka und Riedesser, „Ernst Jünger“, 155.

Die Mannschaft verstummte, wie von einer eisigen Faust im Nacken gepackt, und stolperte hastig über Stacheldraht und Steintrümmer hinter mir her. Ein unheimliches Gefühl beschleicht das Gemüt beim Durchschreiten einer unbekanntenen Stellung zur Nachtzeit, [...] Auge und Ohr werden durch die sonderbarsten Täuschungen gereizt. Alles ist kalt und fremdartig wie in einer verwunschenen Welt.⁷¹

Immer wieder spuckt der Text von da an urplötzlich surrealistisches Bildmaterial aus, Kontrafakturen im Angesicht der ansonsten hyperrealistischen Schlachtenbeschreibungen. Am 19. Oktober 1917 betritt Jünger in Flandern ein zerstörtes Städtchen und folgender Eindruck drängt sich seinem Bewusstsein auf:

Ein Schaufenster mit Damenhüten gegenüber meinem Quartier bot in dem Kriegsgewühl einen Anblick von gespenstischer Beziehungslosigkeit. Nachts brachen Plünderer in die verlassen Wohnungen ein.⁷²

Es kommt bei Jünger zur Veränderung der Sinnesleistungen, Geräuschhalluzinationen entstehen, deren Wahrnehmungsmodus ebenfalls an die in Träumen oftmals vorherrschenden paradoxalen Gesetzmäßigkeiten erinnern. Während der Somme-Schlacht heißt es:

Es war Tag geworden. Hinter uns wuchs das ungeheure Getöse fortwährend, obwohl kaum eine Steigerung möglich schien [...]. Selbst die Naturgesetze schienen ihre Gültigkeit verloren zu haben. Die Luft flimmerte wie an heißen Sommertagen, und ihre wechselnde Dichte ließ feste Gegenstände hin und her tanzen. Schattenstriche huschten durch das Gewölk. Das Getöse war absolut geworden, man hörte es nicht mehr.⁷³

Steigert man eine sinnliche Wahrnehmung ins Extrem, schlägt der Reiz in sein Gegenteil um; „So sagt man, daß im Zentrum der Zyklone vollkommene Windstille herrscht“,⁷⁴ wird sich Jünger Jahre später notieren. Während der Somme-Schlacht findet sich eine weitere Geräuschparadoxie, deren Schilderung erneut an eine Art Traumlogik gekoppelt ist. Jünger sucht während der Schlacht mit Teilen seiner Kompanie Schutz und nimmt ohne es zunächst zu bemerken, unmittelbar neben einem englischen Maschinengewehrschützen Deckung:

⁷¹ Jünger, *In Stahlgewittern*, 216.

⁷² Jünger, *In Stahlgewittern*, 202.

⁷³ Jünger, *In Stahlgewittern*, 239.

⁷⁴ Ernst Jünger, *Das abenteuerliche Herz*, zweite Fassung, in ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 9 (Stuttgart: Klett-Cotta, 1979), 253.

Ich sah, wie aus einem tiefen Traum erwachend, daß sich die deutschen Stahlhelme durch das Trichterfeld näherten [...]. Zugleich nahm ich wahr, daß dicht neben meinem Fuß aus einem mit Sackleinwand verhängten Stollenfenster der Lauf eines schweren Maschinengewehrs hervorlugte. Der Lärm war so stark, daß wir nur am Zittern der Mündung erkannten, daß die Waffe feuerte. Der Verteidiger war also nur noch um Armeslänge von uns entfernt. In dieser unmittelbaren Nähe am Feind lag unsere Sicherheit. Es lag auch sein Untergang darin. Ein heißer Dunst stieg von der Waffe auf. Sie mußte viele getroffen haben und mähte immer noch. Der Lauf bewegte sich nur wenig; das Feuer war gezielt.⁷⁵

Jünger schießt durch die Sackleinwand und tötet den Maschinengewehr-schützen. Auch diese Tötung ist der perversen Gesetzmäßigkeit des Krieges geschuldet. Ihre Darstellung unterscheidet sich jedoch gravierend von jener kalten Choreographie der Gewalt, in welche der Ich-Erzähler zuvor seine Taten sprachlich kleidete. Stilisierte er sich dort als „Exponent[en] einer Ethik der Kälte“, ⁷⁶ dominieren hier optische und akustische Schilderungen, die eine traumatisch wirkende Situation in traumartige Bilder einkleiden. Jünger bestätigt diesen Befund wenig später im Text unbewusst; der Ich-Erzähler tötet – noch im identischen Kampfgeschehen – einen weiteren jungen Engländer durch das Werfen einer Handgranate. Dieses Mal hält er einen Augenblick inne, verzichtet auf den „kalten Blick“ und betrachtet das Angerichtete. Es kommt nun zu einer für *In Stahlgewittern* völlig ungewohnten Betrachtung:

Davor lag mein Engländer, ein blutjunges Kerlchen, dem das Geschloß quer durch den Schädel gefahren war. [...] Ich zwang mich, ihn zu betrachten, ihm ins Auge zu sehen [...]. Oft habe ich später an ihn zurückgedacht, und mit den Jahren häufiger. Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume hinab.⁷⁷

Das Entsetzen „reicht tief in die Träume hinab“. Weshalb? Begreift man Trauma als ein „Ereignis im Leben des Subjekts, das definiert wird durch seine Intensität [und] die Unfähigkeit des Subjekts adäquat darauf zu antworten“⁷⁸, so wird deutlich, dass Träume bei Jünger Orte der Ambivalenz sind; Orte, die für den Träumenden Schutz und Gefährdung zugleich bieten. Was den

⁷⁵ Jünger, *In Stahlgewittern*, 245.

⁷⁶ Kiesel, *Ernst Jünger*, 196.

⁷⁷ Jünger, *In Stahlgewittern*, 252.

⁷⁸ Jean Laplanche und Jean-Bertrand Pontalis, „Trauma“, in *Das Vokabular der Psychoanalyse* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1972), 513.

Schutzmechanismus angeht, so setzt sich das erlebende Ich über den Traum in Distanz zu den realen Schreckensbildern. Der an das eigentliche, schreckliche Ereignis gekoppelte Affekt wird im Traum von der sozialen Szene abgetrennt und ins Unbewusste verschoben. Dieses Kompensationsschema entlastet die Psyche auf der einen Seite. Auf der anderen Seite jedoch vermag es sie auch zu überlasten. Jünger hat diese Gefahr der Überlastung in *Das abenteuerliche Herz*, jenem Text, der wie kein anderer gesättigt ist mit Darstellungen von Träumen, die vor allem Alpträume sind, mit großer Hellsichtigkeit benannt:

Träume sind tief; ihre Bereiche sind es, in denen der Seele die Flügel weniger gebunden sind, und sie sprechen uns in Bildern an, die von Bedeutung geladen sind. Träume deuten, heißt: unter ihrem Bildwerk den geheimen Sinn aufspüren, der sowohl der Nacht wie dem Tage zugrunde liegt [...]. Aber was in den feurigen Traumlandschaften des Krieges gültig war, das ist auch in der Wachheit des modernen Lebens nicht tot. Wir schreiten über gläsernen Böden dahin, und ununterbrochen steigen die Träume zu uns empor [...]. Nichts ist wirklich, und doch ist alles Ausdruck der Wirklichkeit. Im Heulen des Sturmes und im Prasseln des Regens vernehmen wir einen verborgenen Sinn, und schon dem Zuschlagen einer Tür in einem einsamen Haus hört selbst der Nüchternste nicht ohne Spur von Mißtrauen zu. In dem sehr rätselhaften Gefühl des Schwindels deutet sich das uns ständig wie ein unsichtbarer Schatten begleitende Bewußtsein der Bedrohung an...⁷⁹

Karl Heinz Bohrer hat 1978 in einer berühmt gewordenen Studie nachgewiesen, wie das Entsetzen des Krieges, ausgedrückt in der Wahrnehmung von „gefecht- oder schlachtähnlichem, plötzlich eintretendem Lärm“⁸⁰ in der viel zitierten Metapher des „Blech-Sturzes“⁸¹ von Jünger ästhetisch über die Beschreibung eines Traumes genutzt wird. In diesem Traum fällt ein Körper mit wachsendem Entsetzen durch eine Reihe von „sehr dünnem und großflächigem Blech, mittels dessen man an kleinen Theatern den Donner vorzutäuschen pflegt.“⁸² Der Fall des Körpers nimmt im Traume an „Tempo und Heftigkeit“ ununterbrochen zu, „bis endlich ein einziger fürchterlicher Lärm die Grenzen des Bewußtseins sprengt.“⁸³ Ein Bild des Entsetzens, ästhetisch gebändigt über ein Traumprotokoll. Gebändigt, aber eben nicht stillgelegt.

⁷⁹ Jünger, *Das abenteuerliche Herz*, 148.

⁸⁰ Karl-Heinz Bohrer, *Die Ästhetik des Schreckens: die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk* (München und Wien: Hanser, 1978), 171.

⁸¹ Bohrer, *Ästhetik des Schreckens*, 168.

⁸² Jünger, *Das abenteuerliche Herz*, 35.

⁸³ Jünger, *Das abenteuerliche Herz*, 36.

Das ins Unterbewusstsein der Träume verschobene traumatische Geschehen wirkt weiter und drängt an beliebigen, nicht vorhersagbaren Stellen in die Alltagswahrnehmung zurück. So vermag jede zuschlagende Tür die Erinnerung an einen Gewehrschuss zu aktivieren, der Lärm der Straße ruft urplötzlich den Donner der Schlachten zurück. Jünger ist sich dieser Ideenassoziation zwischen beliebiger Geräuschkulisse und plötzlich einsetzender Todesangst vollkommen bewusst. In den *Stahlgewittern* heißt es dazu:

Das sollte uns übrigens durch den ganzen Krieg begleiten, dieses Zusammenfahren bei jedem plötzlichen und unerwarteten Geräusch. Ob ein Zug überraselte, ein Buch zu Boden fiel, ein nächtlicher Schrei erscholl – immer stockte der Herzschlag für einen Augenblick unter dem Gefühl einer großen und unbekanntenen Gefahr. Es war ein Zeichen dafür, daß man vier Jahre lang im Schlagschatten des Todes stand. So tief wirkte das Erlebnis (!) in dem dunklen Land, das hinter dem Bewußtsein liegt, daß bei jeder Störung des Gewöhnlichen der Tod als mahnender Pfortner in die Tore sprang wie bei jenen Uhren, über deren Ziffernblatt er zu jeder Stunde mit Sandglas und Hippe erscheint.⁸⁴

Festzuhalten bleibt zu diesem abschließenden Punkt: Jünger zeigt sehr wohl – und offen einbekannt – angesichts der Lärmhölle des Krieges, angesichts härtester Attacken auf alle Sinne und Nerven, traumatische Symptome. Er bekämpft jedoch mit aller ihm zur Verfügung stehenden psychischen Energie den Ausbruch dieses Traumas. Dafür spricht zum einen die „Verbissenheit“,⁸⁵ mit der Jünger zwischen Ende 1918 und 1925 in einer nicht ablassenden Textproduktion den Krieg thematisiert.⁸⁶ Zum anderen fällt die zeitlebens währende „Bearbeitungsmanie“⁸⁷ von *In Stahlgewittern* ins Auge. Jünger unterzieht die Texte geradezu zwanghaft gravierenden Überarbeitungs- und Umschreibungsprozessen, die weit über das Feilen an stilistischen Merkmalen hinausgehen. Allein von *In Stahlgewittern* existieren sieben Fassungen, die signifikante Veränderungen aufweisen. Fassung I entsteht 1920, Fassung VII 1978, ein deutliches Zeichen, dass Jünger der Text niemals losgelassen hat.⁸⁸ Viele Kritiker sehen in diesen Umschriften vor allem „unredliche Ma-

⁸⁴ Jünger, *In Stahlgewittern*, 14.

⁸⁵ Kiesel, *Ernst Jünger*, 202.

⁸⁶ Neben den *Stahlgewittern* entstehen in dieser Phase folgende Texte, die als unmittelbare Erfahrungsberichte Jüngers auf das Kriegsgeschehen gelten können: *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922), *Sturm* (1923), *Feuer und Blut* (1925) sowie *Das Wäldchen 125* (1925).

⁸⁷ Kiesel, *Ernst Jünger*, 218.

⁸⁸ Vgl. hierzu die vorbildliche historisch-kritische Ausgabe von *In Stahlgewittern* durch Helmut Kiesel: Jünger, *In Stahlgewittern*.

nipulationen mit dem Ziel einer doppelten Beschönigung: Nicht nur die Zeichen seiner literarischen Unzulänglichkeit habe Jünger beseitigen wollen, sondern auch die Dokumente seiner ideologischen Verfehlungen.“⁸⁹ Dies muss hier nicht weiter verfolgt werden. Es geht um eine andere Spur, nämlich jene, die in diesen zwanghaften Umschriften Jüngers die „Markierung eines Traumas“⁹⁰ ausgedrückt findet. Dieser Lesart nach entfaltet „ein vergessenes oder im Unbewußten eingeschlossenes Ereignis erst durch die psychische Arbeit der Umarbeitung und Wiederholung seine traumatische Bedeutung“. ⁹¹ Anders gesagt: Im Zwang zur ständigen Umschrift, in der nachhaltigen Vermeidungstendenz des Autors, die für die Schreckensbilder des Krieges gefundene Sprache der Erinnerung stehen zu lassen, enthüllt sich eine im Kern neurotische Struktur.

Jünger formuliert über das traumatische Symptom der Kriegserfahrung jene für die Moderne spezifische Befindlichkeit, der laut Walter Benjamin das „Chokerlebnis zur Norm geworden“⁹² ist. Jünger unternimmt alles, diese Schocks der Kriegserlebnisse nicht zu einer beständigen Traumatisierung werden zu lassen: Er formuliert während des Krieges und unmittelbar nach Kriegsende in monomanischem Furor Heldenepen, Geschichten über das Geschehene Ungeheuerliche, der letztlich eine zentrale Absicht innewohnt: „den Krieg – und die eigene Beteiligung – als einen im Grunde sinnvollen Vorgang zu deuten.“ ⁹³ Nur so lassen sich die traumatischen Symptome lindern, lässt sich der offene Ausbruch eines Kriegstraumas vermeiden. Laut Jüngers Verständnis hatte die Materialschlacht des Ersten Weltkrieges einen Menschenschlag von außergewöhnlicher sinnlicher Potenz hervorgebracht, jenen Vorboten einer „härteren Welt“, welcher die Schocks der Modernen für sich zu nutzen wusste.

Der Lärm der Schlachten zeigt sich resistenter gegenüber der Psyche als die romantisch-idealistische Kriegermystik eines fehlgeleiteten Heldentums. Er traumatisiert die Psyche der Menschen in weitaus höherem Maße als er sie abhärtet oder gar stählt. Und er trägt bei manchem Kriegsteilneh-

⁸⁹ Jünger, *In Stahlgewittern*.

⁹⁰ Mülder-Bach, „Einleitung“, 14.

⁹¹ Sigrid Weigel, „Télescopage im Unbewußten: zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur“, in *Trauma: zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, hrsg. von Elisabeth Bronfen, Birgit R. Erdle und Sigrid Weigel (Köln: Böhlau, 1999), 51–76, hier 55.

⁹² Walter Benjamin, „Über einige Motive bei Baudelaire“, in ders., *Illuminationen: ausgewählte Schriften* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977), 185–230, hier 192.

⁹³ Kiesel, *Ernst Jünger*, 202.

mer zu einer dauerhaften Verrohung der Psyche seinen Teil bei. Ein weitgehend erfolgloser Wiener Kunstmaler tritt am 16. August 1914 als Kriegsfreiwilliger in die Bayerische Armee ein. Er wird Soldat des 16. Königlich Bayerischen-Reserve-Infanterie-Regiments und nimmt ebenfalls an der Somme-Schlacht teil. Dort wird er am 7. Oktober 1916 durch eine Granatexplosion am linken Oberschenkel verwundet. Von diesem Soldaten wird man nach seiner Genesung noch hören. Der von ihm entfesselte Lärm dröhnt über eine lange Zeit hinweg der ganzen Welt in den Ohren.